

Robert Preis wurde 1972 in Graz geboren und ist dort aufgewachsen. Nach dem Studium in Wien und einem längeren Auslandsaufenthalt in Kroatien lebt er heute mit seiner Familie wieder in der Nähe seiner Heimatstadt. Er arbeitet als Journalist bei einer Tageszeitung und schrieb zahlreiche Sachbücher und Romane.
www.robertpreis.com

ROBERT PREIS

Der Engel von Graz

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig. Da sich auf den folgenden Seiten zahlreiche typisch österreichische Ausdrücke befinden, gibt es am Ende des Textes ein Glossar.

emons:

Für
Ingrid und Fritz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Stephan Pelizzari
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susanne Bartel
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-722-0
Originalausgabe

Mit Unterstützung durch das Land Steiermark

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Anerkennung ist eine Pflanze, die vorwiegend auf Gräbern wächst.
Nikolaus Lenau (1802–1850)

Prolog

Sommer

Schlimmer als der Tod war nur die Ungewissheit spurlosen Verschwindens.

Johannes Schulmeisters Frau Roswitha stand mit dem Handy in der Hand am Fenster und starrte auf die Schlammsehlieren, die der Dauerregen an diesem Sommermorgen über die Straße spülte. Die meisten Menschen der Stadt hatten die Mure noch nie in ihrem Leben so gierig gesehen. Ihr Wasser stand knapp unter der Uferpromenade, die Böschung war weitgehend nicht mehr existent.

In den letzten Tagen hatte sich ein regelrechter Katastrophentourismus entwickelt, denn wie sonst war zu erklären, dass sich auf der Hauptbrücke immer wieder Gruppen von Menschen versammelten, die mit banger Erwartung des unheilvollen Finales der Wetterkapriolen Fotos der braunen Wassermassen schossen?

Das Wetter war sogar auf Facebook das Topthema, und auch die Zeitungen berichteten täglich darüber und suhlten sich in den schlechten Nachrichten. Wetter. Überall nur Wetter. Man sprach darüber, hörte davon, sah und spürte es. Und die Aussichten waren trüb. Der Sommer war keiner. So schlecht wie nie. Kalt. Verregnet. Ein Trauerspiel.

Doch Roswitha Schulmeister kümmerte das alles nicht. Sie starrte zwar wie all die anderen in den Regen, doch sie starrte durch ihn hindurch.

Ihre Gedanken waren noch viel düsterer, als es der düsterste Sommerregen sein konnte.

Ihr Mann hatte nichts von einem nächtlichen Einsatz erwähnt, und doch war er bis zum Morgengrauen nicht heimgekommen. Sie hatte allein gefrühstückt, blickte nun über die Straße hinweg auf die Schrebergärten, von denen sie eine Parzelle mit Holzhütte, Pfirsichbäumen und Erdbeerbeeten gepachtet hatte. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass etwas passiert war. Sie griff zum Telefon.

Der Regen.

Am anderen Ende der Leitung war Armin Trost. Die Tonlage seiner Stimme hätte nicht besorgter sein können. Auch er hatte keine Ahnung. Ein nächtlicher Einsatz? Nein, sicher nicht.

Natürlich hatte es keinen nächtlichen Einsatz gegeben, und natürlich hatte Johannes Schulmeister auch sonst niemanden, bei oder mit dem er die Nacht verbracht haben könnte. Gewollt hätte er es vielleicht, dass es so jemanden gab, ja. Er war ein alter Sack, der jedem jungen Weibsbild hinterherglotzte wie ein dummer Hund. Alle Männer waren ab einem bestimmten Alter alte glotzende Säcke. Und dumme Hunde.

Aber getan hatte er es sicherlich nicht. *Es* getan. Mit einer anderen Frau. Dazu kannte Armin Trost den Mann zu lange, dazu hatten sie zu viel gemeinsam erlebt.

Schon als er Roswitha versprach, der Sache auf den Grund zu gehen, wusste Trost, dass etwas passiert sein musste. So etwas wusste er immer gleich. Mit dem ihm eigenen Instinkt. Auch wenn er nicht sagen hätte können, Schulmeister und er seien je Kumpel gewesen. Freunde gar. Aber so etwas? Von heut auf morgen verschwinden? Sein Partner? Nein, das würde er nie tun.

Trost fuhr das ganze Programm auf. Organisiert wie eine Armee rückte die Polizei aus, durchkämmte das Gestrüpp entlang der Mur bis hinunter nach Gössendorf, überschwemmte das Griesviertel mit Razzien. Taucher, Hunde, Hubschrauber, alles, was zur Verfügung stand, musste ran. Sie horchten und lauschten und krochen und stöberten. Allein der Aufwand blieb ohne Erfolg. Von Bezirksinspektor Johannes Schulmeister, dem seit Jahrzehnten verdienten Mitglied des Ermittlungsbereichs LKA 1 – Leib und Leben –, dem direkten Mitarbeiter des weithin bekannten Chefermittlers Armin Trost, keine Spur. Nach einem Tag nicht. Nach zweien nicht. Auch nicht nach einer Woche. Nach zwei. Drei.

Zu Beginn der immer verzweifelter verlaufenden Suchaktion hatte Trost noch nahezu jeden Abend an Roswitha Schulmeisters Seite verbracht. Trost spendete Trost. Er schwor sich, dass er Himmel und Hölle in Bewegung setzen werde, um Schulmeister zu finden. Die ganze Welt auf den Kopf stellen. Bis der Himmel

unter Graz verschwand und die Hölle über der Stadt loderte. Früher würde er nicht aufgeben.

Aber diesen Fall musste er nicht nur lösen, er musste auch gut ausgehen. Er musste einfach. Musste.

Der Graf

Herbst

Der Schuss riss eine solche Kerbe in die Welt, dass jedes Geräusch augenblicklich erstarb. Als würde alles Leben für einen Moment den Atem anhalten.

Doch wichtig war nur, dass das Geschrei der Krähen endlich verstummte. Sie lärmten schon, seit er hier aufgetaucht war. Tyrannisierten die Umgebung.

Eine schwarze Wolke stob auf und zog einige hundert Meter weiter. Da und dort setzten sich die Tiere wieder auf dürre Äste und starrten mit ihren kalten Augen zwischen dem Gelb und Rot des herbstlichen Waldes zu ihm herüber. In ihren Blicken lag weder Furcht noch Schreck. Stattdessen etwas Unerbittliches. Etwas Böses.

Sie sehen aus wie Todesboten, dachte er und schmeckte ein Gefühl – Abscheu.

Der Graf spuckte auf den Boden. Normalerweise tat er das nie, doch jetzt musste er die Mischung aus Ekel und Pulverdampf einfach aus dem Mund bekommen. Mit geschlossenen Lippen tastete seine Zunge die Zahnreihen ab, er inhalierte durch die Nase. Die Luft roch nach feuchtem Morgen. Er hasste Vögel. Und am meisten hasste er die Krähen.

Seinen Namen, »der Graf«, verdankte er dem Umstand, dass er so exakt war. Äußerlich und innerlich, im Denken und seinen Einstellungen. Wie einer von der alten Garde, ein Mann mit scharf duftendem Rasierwasser und penibel gestutztem Oberlippenbart und Koteletten. Ein Mann, der alle zwei Wochen zum Friseur ging und Krawatten nicht nur binden konnte, sondern sie auch trug. Sogar in seiner Freizeit. Zu Hemden mit steifen Krägen und Westen, sobald es kälter wurde. Und sonntags immer einen Anzug, einen Rock, wie man zu sagen pflegte. Eine Ausdrucksweise, die man in der Stadt schon nicht mehr kannte. In Graz. Bei den Schnöseln.

Der Graf lebte in Laufnitzdorf. Im geerbten Haus seiner Eltern in der Nähe der Bierbrauerei, die gerade eröffnet worden war.

Es war ein winziges Dorf, eine kleine überschaubare Einheit, so wie er es mochte. Städte wie Frohnleiten oder Bruck an der Mur waren ihm fast schon zu groß, und nach Graz würde er sowieso nie freiwillig fahren.

Er war ein Mann, dem das Regelwerk des Gesetzes in Fleisch und Blut übergegangen war. Einer, der die Regelmäßigkeit des Lebens schätzte. Den Kirchgang am Sonntag, die Bibel auf dem Klo, die »Große Tageszeitung« in der Früh – natürlich als Papierausgabe – und am Postkasten, als Statement gegen den schnellebigen Rausch der Konsumwelt, das Pickerl »Werbung, nein danke!«.

Sein Regelwerk half ihm durch den Tag. Half ihm dabei, nicht durchzudrehen. Wenn er schon keine Anerkennung von einer Frau, einem Mann oder der Dienststelle erhielt, dann waren die Regeln wenigstens ein kleiner Halt, deren Einhaltung ihn in seinem Tun bestärkte.

Seine Hand mit der Pistole zitterte. Das Geschrei der Krähen erfüllte erneut die Luft und zerrte an seinen Nerven. Alles erschien ihm plötzlich farbintensiver als zuvor. Die durch ein Wolkenband brechenden Sonnenstrahlen ließen das herbstliche Blattwerk im Morgentau glänzen. Sogar seine Pistole in der Hand schimmerte in mehreren Farben.

Der wettermäßig so furchtbare Sommer war längst nur mehr ein Eintrag in einer Statistik. Und doch: Mit diesen Rabenviechern war alles auf einen Schlag durcheinandergelassen. Verdammt.

»Besser?«

Die Hand, die jetzt auf seiner Schulter ruhte, zitterte genauso wie seine. Es war jene seines Kollegen Eberhard Landerdinger, Harti genannt oder auch nur Dings – je nachdem, wie nah oder fremd man ihm war. Der Graf und Landerdinger standen emotionsmäßig in einem noch undefinierten Abstand zueinander: Irgendwo zwischen Harti und Dings. Sie waren Kollegen, aber zu verschieden.

Landerdinger hatte Kinder, eine Frau dazu, und er achtete weder auf sein Äußeres noch auf die Exaktheit der Dinge. Dafür lachte er häufiger. Nahm vieles leichter als der Graf. Auch die Krähen.

»Steck halt die Pistaks weg und krieg dich wieder ein«, sagte Landerdinger jetzt. Seine Stimme hatte den Tonfall, den man

Kindern gegenüber verwendet, wenn man ganz besonders behutsam sein will. Den Hauptabendprogramm-Erziehungssender-Tonfall.

»Schon gut«, knurrte der Graf zurück. Pistaks! Den Ausdruck hatte er seit seiner Kindheit nicht mehr gehört. »Scheißviecher«, murmelte er noch.

Was ihm zugegebenermaßen noch viel mehr als die Raben an die Nieren ging, war die grausam zugerichtete Leiche, die vor ihnen lag. Das war nicht einfach nur das Opfer einer Bluttat. Jemand hatte gewütet. Wie ein Berserker gewütet und alles Regelwerk durcheinandergebracht. Seinen Tagesablauf auf den Kopf gestellt. Die Hand des Grafen steckte die Pistole zurück in das Halfter. Es fiel ihr nicht leicht. Sie zitterte immer noch.

2

Sie standen unter dem dichten Blätterdach eines Waldes, der das Ende des größten Freilichtmuseums Europas markierte: über hundert historisch bedeutsame Bauernhäuser, Scheunen, Troadkästen, eine Schule, ein Gasthaus, alles umgeben von einer Ideallandschaft aus Gärten und in kaum noch beherrschter Handarbeit geflochtener Zäune.

Das Freilichtmuseum auf dem Gebiet der Ortschaft Stübing in der Gemeinde Deutschfeistritz galt für die gesamte Region als Leitbetrieb. Es war Tourismusmagnet, Identifikationsstätte und Arbeitgeber. Regelmäßig in den Medien, ein Reigen von Veranstaltungen zelebrierte alljährlich alte Traditionen, Handwerk und das Anno-dazumal. Zehntausende Besucher strömten an den weithin bekannten Erlebnistagen herbei.

Dabei nahm kaum jemand das Wort »Freilichtmuseum« in den Mund. Man sagte nur »Stübing«, das reichte schon. Wer nach Stübing fuhr, fuhr nicht in den Ort, sondern ins Museum.

Hier stand die Zeit still. Überall sonst wüteten Borkenkäfer und sonstige medial aufgebauschte Bestien, doch bis nach Stübing waren die Übel der Gegenwart noch nicht vorgedrungen. Die Hecken des Museums ließen nichts durch. Hier herrschte nur

ehrfurchtsvolle Stille. Ein vollkommen entschleunigter Ort, um ein Wort aus der Shortlist der Wörter des Jahres zu verwenden. Entschleunigt. Als sei das Anhalten der Zeit erhaben über den Fortgang der Welt.

Sogar diese Leiche, die auf der Treppe zu einer alten Scheune lag, wurde unverzüglich Teil des Ensembles. Absorbiert von der Historie. Ein grauenhafter Anblick, natürlich, vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass sie nicht mehr vollständig war. Und doch war unschwer zu erkennen, dass man sie wie eines der Zeugnisse der Vergangenheit, die hier überall zu finden waren, drapiert hatte. Ein toter Körper wie aus der Zeit gerissen. Wie ein historisches Abbild. Auf die Treppen gelegt, als wäre er Bestandteil einer neu-modischen Kunstinstallation.

Der Graf und Landerdinger standen ein paar Meter abseits der Leiche. Dass sie überhaupt hier waren und nicht die Kollegen aus Gratwein, die es eigentlich viel näher gehabt hätten, hatte den Grund, dass sie die Sektorstreife ausgefasst hatten. Der Mord war in den frühen Morgenstunden entdeckt worden, als sie noch Dienst gehabt hatten. Von Frohnleiten aus waren sie die ganze Nacht ein gewaltiges Gebiet abgefahren, von Übelbach mit Gleinalpe bis nach Semriach mit Schöckl. Und mittendrin viel Autobahn. Viel Wald. Viel Gegend. Und dann war kurz vor Dienstschluss ein Mord gemeldet worden.

Sehr super.

Sie hatten die Befragung der beiden Arbeiter abgeschlossen, die die Leiche bei ihrem ersten Rundgang über das Gelände gefunden und sofort die Geschäftsführung verständigt hatten. Der Museumsdirektor war daraufhin selbst den Hügel hinaufgeeilt, als traue er den Aussagen seiner Männer nicht. Erst als er das Fiasko mit eigenen Augen vor dem historischen Heuschober liegen sah, hatte er zum Handy gegriffen und versucht, die Nummer der nächsten Polizeiinspektion zu googeln. Er hatte geflucht, denn sein Handy hatte keinen Empfang. So wie alle mobilen Telefone hier. Nur jenes der Hilfsarbeiter hatte ein Netz gehabt. Wie konnte es sein, dass die ein besseres ...? Mürrisch hatte er sich die gegelte Haarlocke aus der Stirn gestrichen, war sich mit den schweißnassen Handflächen über seine Lederhose – eine waschechte steirische

mit gerader Naht am Gesäß – gefahren und hatte das angebotene Smartphone entgegengenommen. Sekunden später stellte die Notrufzentrale ihn direkt zur Sektorstreife durch, und sie hatten miteinander gesprochen. Der Museumsdirektor und der Graf.

Der Graf betrachtete die Baumkronen rings um den Auffindeort und sah dabei aus wie ein Hund, der Gefahr wittert. »Hast du die Grazer verständigt?« Er stand breitbeinig da, die Daumen im Gürtel eingehakt.

Landerdinger hatte sich ein wenig von ihm entfernt, die Mütze vom Kopf genommen und kratzte sich jetzt am Haaransatz. Ein Zipfel seines Hemdes war aus dem Hosenbund gerutscht, und trotz der klammen Herbstfeuchte hatten sich bereits Flecken unter seinen Achseln ausgebreitet. »Ja, aber das kann dauern, weißt eh, wie die sind. Jetzt, wo die wissen, dass wir hier aufpassen. Auf ein paar Minuten hin oder her kommt es denen auch nicht mehr an. Die Tote ist tot, und wir haben alles unter Kontrolle. Und weil die das wissen, lassen sie sich jetzt Zeit. So ist das eh immer, oder?«

»Mit wem hast gesprochen?«

»Mit der Feschen, weißt eh, die Dings ...«

Der Graf wusste ganz genau, wen sein Kollege meinte, und versuchte, das nervöse Zucken seiner Unterlippe zu unterdrücken. »Weiß net, wen du meinst«, log er.

»Na, die Dings, die Deutsche halt.« Landerdinger kannte nur eine Frau in der Mordgruppe der Landespolizeidirektion, so oft bekamen sie es mit den Kollegen ja auch wieder nicht zu tun. Aber er fand, dass es ungemein wichtig war, zu unterstreichen, dass er die deutsche Dings meinte.

Der Graf konnte seinen Ärger kaum verbergen.

Annette heißt sie, du Trottel. Annette. So einen Namen muss man sich doch merken, so ein Name ist in der Steiermark so selten wie ein angenehmer Tag mit Landerdinger.

Natürlich sprach er seine Gedanken nicht aus. Überdies fand er es absurd, dass gerade Landerdinger immer »Dings« sagte. Sein Name schien Programm zu sein.

»Arielle, glaub ich«, Landerdinger schnipste mit den Fingern. »Ja, genau, so heißt sie. A-r-i-e-l-l-e.«

»Annette!« Der Graf war außer sich. »Annette Lemberg, so heißt sie.«

Erst das schelmische Grinsen seines Kollegen verriet, dass er ihm auf den Leim gegangen war. »Fra-unz, Fra-unz«, kicherte Landerdinger und betonte das umgangssprachliche »U« fast ein wenig zu vulgär. »Anscheinend gefällt dir wirklich alles, was einen Rock trägt.«

Nicht alles, wollte der Graf erwidern, ließ es aber bleiben.

Über so etwas rede ich mit dir ganz sicher nicht. Und schon gar nicht darüber, dass ich nicht mehr Franz heiße, sondern Reinhard. Reinhard Maria.

Zitternd holte er Luft. Jetzt würde sich zur Gegenwart einer Leiche auch bald noch die Gegenwart dieser Frau hinzugesellen. Dieser absolut umwerfenden Frau. Was für ein Tag. Seufzend wandte er sich um und betrachtete noch einmal den toten Körper, der da auf den Stufen lag. Auch eine Frau. Mit weit aufgerissenem Mund. Dazu unfassbar viel Blut. Und mit einem furchtbaren Loch in ihrem Hals und einem weiteren, viel größeren, das von ihrem Bauch bis zu ihrer Brust reichte. Sie war ausgeweidet worden wie ein Tier. Er hätte seinen Kopf hineinlegen können, so ein großes Loch war das. Seinen Kopf. Er schüttelte sich.

Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, dass die Krähen sich wieder näher gewagt hatten. Er tastete nach seiner Pistole. Bemerkte, dass ihn die Museumsmitarbeiter aus einiger Entfernung beobachteten. Seufzte wieder. Dann, fast wie zu sich selbst, aber dabei doch Landerdinger fixierend, sagte er: »Na los, sperr ma den Tatort ab.«

3

Es hatte mit einer Eiche begonnen. Und zwar nicht etwa mit jenem körperkultigen Schauspieler, den man weithin als »Steirische Eiche« bezeichnete, sondern mit der wirklichen Pflanze. Mit der Eiche, die man im Jahr 1872 als ersten Baum in den Grazer Stadtpark gesetzt hatte.

Diesem botanisch-historischen Akt war ein heftiges Tauziehen

um das brachliegende, über zwölf Hektar große Areal vor den einstigen Stadtmauern von Graz, dem Glacis, vorangegangen. Das Glacis gehörte dem Militär und hatte seit jeher als Freifläche gedient, die vor Angriffen schützen sollte, oder als Exerzierplatz für Soldaten. Doch die Zeiten hatten sich geändert. Die Belagerungskriege waren längst vorüber, und die Sterblichkeitsrate in Graz war höher als jene der Reichshauptstadt Wien. Zudem hatten die Franzosen die Schlossberg-Bastion im Jahr 1809 gesprengt, und aus dem einstigen Gefängnisfelsen war mittlerweile eine Parkanlage geworden. Aus all den genannten Gründen wollte man auch das Glacis endlich für die Bevölkerung nutzbar machen.

Ein »Verein zur Verschönerung der Stadt Graz« wurde gegründet, und schließlich sicherte ein Tauschhandel den ersehnten Erholungsraum: Das Militär erhielt den Feliferhof am Plabutsch als Schießplatz, die Stadt und ihre Bürger sinnierten derweil über der Idee eines gewaltigen Stadtparks am Glacis.

Rund hundertfünfzig Jahre nach der Pflanzung der ersten Eiche bestand der Stadtpark immer noch, und aus dem vereinzelt Baum war längst eine üppige Parklandschaft geworden. Zwar wurden regelmäßig Bäume von Magistratsmitarbeitern ausgerissen – weil sie von Krankheiten und Plagen befallen waren oder einfach nur im Weg standen –, aber das einstige Brachland war zu einem Park mit allem Drum und Dran geworden. Mit Brunnen und Kaffeehäusern. Mit Parkbänken, Radwegen und schmusenden Pärchen. Mit alten Leuten, die auf Gehstöcke gestützt in die Welt starrten. Nasenbohrenden Kindern, in Büsche pinkelnden Hunden. Mit Fröhlichen. Mit Gescheiterten. Mit Betrunkenen. Und mit erschreckend hageren Drogensüchtigen.

Ja, die Drogensüchtigen. In der Nacht, wenn es dunkel wurde, ging niemand freiwillig durch den Stadtpark. Aber jetzt war ja nicht Nacht. Und Männern mit Kindern boten selbst die bekifftesten Junkies nichts an. Auch der marodeste Geist begriff gerade noch, dass man vor Kindern keinen Joint rauchte oder sich eine Spritze in den Arm jagte.

Dennoch: Die viel schlimmere Droge der heutigen Zeit waren diese Dinger, die alle in der Hand hielten, um gebannt auf die Displays zu starren. Als sei die echte Welt dort drinnen im Handy

und jene mit den Bäumen nur lästige Staffage. Als wäre das Leben ein langweiliges Buch, das man leider nicht weglegen kann.

Armin Trost war der Handysucht nicht verfallen. Er blieb standhaft, weigerte sich, WhatsApp-Gruppen beizutreten und Facebook-Profilen anzulegen. Er verwendete das Ding nur als Uhr, die er schon lange nicht mehr am Handgelenk trug, und darüber hinaus mitunter auch als Taschenlampe, Spiegel und Navi. Und zuweilen natürlich auch als Telefon.

Dass er überhaupt ein Handy bei sich trug, hatte er seiner Frau Charlotte zu verdanken. Sie hatte ihm die Kinder nur unter der Bedingung überlassen, immer erreichbar zu sein. Und mit dieser Forderung hatte seine Frau, von der er seit geraumer Zeit getrennt lebte, mit seinem Boss etwas gemeinsam: Auch der ließ ihn seine Arbeitsstelle nur behalten, wenn er stets zu erreichen war. Erreichbarkeit. Die schien heutzutage das Wichtigste im Leben zu sein.

Trost gab eine grimmige Figur ab, mit dem vollen rostroten Bart, dem zerzausten rostroten Haar, den dichten rostroten Brauen und den Augen, die ausnahmsweise nicht rostrot, sondern braun waren und tief in ihren Höhlen lagen. Sein Hals war kurz, Betrachtern erschien er gedrungen. Geduckt. Als befände er sich stets im Stadium der Wachsamkeit, als würde ihm nichts entgehen.

Er saß auf der Parkbank, schaukelte mit einer Hand den Kinderwagen, während er mit der anderen nach dem Handy in seiner Brusttasche tastete. Als er auf die Zeitanzeige des Displays blickte, stellte er fest, dass er sich entspannen konnte. Charlotte würde noch ein, zwei Stunden unterwegs sein. Mindestens. Mit alten Freundinnen zum Frühstück in der Sporgasse. Das konnte dauern.

Genau genommen lebten sie auch nicht wirklich getrennt. Jedenfalls nicht so, wie die meisten Paare den Zustand definieren würden. Charlotte lebte zwar mehr oder weniger bei ihren Eltern, verbrachte aber auch im gemeinsamen Haus am Waldrand Zeit, wann immer sie Lust dazu hatte. Sie hatten sich auf diese Lösung geeinigt. Der Kinder wegen.

Trost war ohnehin die meiste Zeit, die er nicht arbeitete, im Baumhaus. Nur zum Duschen ging er ins Haus, wenn er sich nicht überhaupt erst im Büro wusch.

Um es länger auf dem Baum auszuhalten, hatte er jene Ritzen in den Brettern abgedichtet, durch die der Wind bisher gepfiffen hatte. Und trotzdem fror er. Nachts hüllte er sich in Decken ein, in Schlafsack und Isomatten, und schlief mit Socken, Jacke und Mütze.

Charlotte verstand ihn nicht. Hielt ihm vor, den Verstand zu verlieren. Doch er hatte seinen Kopf durchgesetzt. So wie er es immer tat, wenn ihm ein Gefühl sagte, er müsse dem richtigen Weg folgen. Seiner Intuition. Auch wenn er, wenn er ehrlich zu sich war, zugeben musste, dass er selbst manchmal schon glaubte, nicht mehr ganz richtig zu sein. Aber wenn man so etwas glaubte, konnte es doch noch gar nicht so schlimm sein. Oder? Jedenfalls noch nicht. Doch wie lange würde es noch dauern, bis es schlimm sein würde, bis er seinen Verstand tatsächlich verloren hatte? Ein komplizierter Gedanke.

Er holte das Handy neuerlich hervor, blickte auf die Uhr, hielt nach Elsa Ausschau. Sie war minutenlang vor dem Kinderwagen auf und ab gelaufen, doch jetzt, wo der Kleine endlich eingeschlafen war, tauchte sie nicht mehr auf. »Elsa?«

Verschiedene Dinge durften in einem Leben nie passieren. Ein Patschen, wenn man mit dem Auto auf dem Weg zur Entbindung in den Kreißsaal ist. Ein Fallschirm, der sich nicht öffnet. Sich unter Wasser ohne Sauerstoffflasche in Schlingpflanzen verheddern. Sein Kind im Stadtpark verlieren ...

»Elsa?« Er sprang auf.

Eine gekrümmte, fuchsische Gestalt hielt im Schlendern inne, drehte sich um und kicherte. Ihre Zähne waren schwarz und kaputt. Trost quitierte den Blick des Mannes mit einer vernichtend finsternen Miene, dann begann sein Herz zu galoppieren. Menschen verschwinden. Von einem Augenblick auf den anderen. So etwas kam vor. Er dachte an Schulmeister. Und an Elsa.

Bitte nicht.

»Elsa!« Trost drehte sich um die eigene Achse, doch von seiner Tochter keine Spur.

Das Baby wachte auf. Und schrie. Er rüttelte am Wagen, um es wieder in die REM-Phase zu schaukeln. Einer der Jugendlichen, die im Park ihr Gras verscherbelten, kurbelte mit dem Rad an ihm

vorbei und warf ihm einen verstohlenen Blick zu. Was, wenn sie sie bereits hatten? In irgendeinem Lieferwagen. In irgendeinem Keller. Dort, wo auch Schulmeister lag. Er musste noch leben. Musste.

Trost schnalzte mit der Zunge. Immer wieder tauchten die Bilder des Grauens in seinen Gedanken auf. Wie oft hatte er sich schon klargemacht, dass das, was er beruflich machte, nicht die ganze Wirklichkeit war, sondern nur der bestialischste Teil davon? Ein schmaler Pfad, der am Rande des Abgrunds vorbeiführte. Der Grat zum Abyssus. Zum Höllenmeer. Nicht das alltägliche Leben. Der Alltag konnte einfach nicht so grauenvoll sein. Durfte nicht. Nichts, was einem im normalen Leben passierte, ähnelte den Szenarien im Film. Im Horrorfilm.

Er entfernte sich ein paar Schritte vom Kinderwagen und brüllte: »Elsa!«

»Ja, Papa?«

4

Er lehnte sich zurück. Die Lehne der Parkbank war kühl und feucht. Derlei Umstände war er von seiner Behausung gewohnt.

In seinem Baumhaus hatte er es sich gemütlich eingerichtet. Nicht nur mit Decken und Büchern, sondern auch mit einer guten Auswahl an südsteirischem Sämling 88, Muskatellern und Grauburgundern in Sieben-Zehntel-Flaschen. Er schätzte das Privileg des Steirers sehr, sich den Wein direkt beim Winzer besorgen zu können. Aber er war auch froh darüber, sich diesbezüglich im Griff zu haben. Mehr als ein, zwei Gläser zum Einschlafen trank er kaum einmal, und das konnte in dieser Gegend nicht jeder von sich behaupten.

Er betrachtete das Blätterdach der Bäume. Herbst. So bunt. Seltsam, wie die Welt im Sommer förmlich im Regen untergegangen war und dann plötzlich farblich explodierte, um im nächsten Moment – mit dem Nebel und der Feuchtigkeit des Novembers – in einem monatelangen erschütternden Grau zu erstarren. Aber so weit war es noch nicht. Seine Lieblingsjahreszeit hatte gerade erst begonnen.

Ja, Charlotte und er hatten gemeinsam drei Kinder, deren Altersabstand zueinander kaum größer sein konnte: Jonas, Elsa und Frederik. Drei Versuche, die Ehe zu retten. Was für eine Idiotie. Und was für ein ehrgeiziges Unterfangen.

Vor allem für jemanden, der in einem Baumhaus lebte und auf die fünfzig zugeht. Mit einem Beruf, der mit dem Leben wenig zu tun hatte. Nur mit dem Sterben. Aber sogar das war falsch, bei ihm ging es sogar nur ums Totsein und wie es dazu gekommen war.

Das Handy vibrierte. Wieder Herzklopfen. Charlotte? Oder gar Schulmeister, den sie gefunden hatten?

»Papa, tu's nicht«, sagte Elsa. »Heb nicht ab, bitte!«

Doch zu spät. Trost hatte den Anruf schon angenommen.

5

Eine Minute später war er auf den Beinen.

Elsa wippte auf den Schultern im Takt seiner Schritte und johlte. Fred schrie im Kinderwagen. Aufgewacht und mit großen Augen auf die Straße starrend, die an ihm vorbeiflog.

Schon nach wenigen Metern begann Trost zu schwitzen. Er hielt sich einigermaßen mit Waldläufen in Form, aber diese Belastung war zu groß. Er hob Elsa wieder von den Schultern und zerrte sie an der Hand mit sich.

Das war so was von klar gewesen! Er hätte es wissen müssen. Wenn er die Kinder hatte, nur ein, zwei Stunden, musste etwas passieren. »Scheiße!«, fluchte er.

»Scheiße sagt man nicht, Papa«, dozierte Elsa altklug.

»Ich weiß, entschuldige, mein Schatz.« Er brachte kaum ein Wort heraus, so sehr musste er nach Atem ringen. »Aber das ist so gemein. Immer, wenn ich mit euch zusammen bin, passiert etwas.«

»Ja, echt«, gab seine Tochter zurück. »Immer passiert was. Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht abheben.«

Er hätte ihr jetzt einen Vortrag halten können darüber, dass nur sechs Leute im ganzen Bundesland in der Mordgruppe tätig waren und sie die Vereinbarung eingegangen waren, erreichbar zu sein.

Jederzeit und freiwillig. Er hätte ihr überdies erzählen können, dass er als Chefinspektor – als Leiter dieser Gruppe – sogar erreichbar sein musste, wenn er eigentlich nicht erreichbar war, aber er hatte weder die Muße noch die Puste für lange Reden. »Ich weiß. Das hast du gesagt, ja.« Er schnaufte.

»Papa?«

»Ja, mein Schatz?«

»Wenn was passiert, ist eigentlich schon was passiert, oder?«

»Was?« Sein Herz pochte.

»Na, wir rennen doch, weil was passiert. Aber es ist doch schon passiert. Wieso also laufen wir dann noch? Du kannst ja eh nichts mehr ändern.«

Er blieb stehen. Holte Luft. Starrte seine Tochter an. Wann war sie so geworden? So groß? So erwachsen? Kopfschüttelnd ging er weiter, erwiderte nichts.

Und auch Elsa schien keine Fragen mehr stellen zu wollen. Wahrscheinlich fand sie, es mache keinen Spaß zu fragen, wenn man keine Antworten erhielt.

6

In der gepflasterten schmalen Gasse vor der Leechkirche, der Rittergasse, kam ihnen Annette Lemberg entgegen. Zurechtgemacht wie immer warf sie die Autoschlüssel in die Luft und fing sie wieder auf. Eine Geste, die zu burschikos für sie wirkte. »Er steht gleich hier ums Eck.«

Trost starrte mit offenem Mund auf den frühgotischen Bau, die älteste Kirche von Graz mit zwei Türmen und Treppenstufen zum Eingang. »Was hast du hier gemacht?«

Sie drehte sich um und warf ihm einen Blick zu. »Ich war drinnen. In der Kirche.«

Lemberg trug schwarze Jeans, in der eine Bluse steckte. Auch schwarz. »Und ich wohne hier in der Nähe. Schon vergessen?«

Die taillierte Lederjacke stand offen. Ihren langen Hals bedeckte ein Halstuch. Grün. Gemustert mit irgendwas. Er achtete nicht darauf, aber ihm fiel auf, dass ihre Augenbrauen dunkel

nachgezogen waren, sodass das Braun ihres Haars heller als sonst zu schimmern schien. Die Wangenknochen verliehen ihrem Gesicht Ausdruck, die Augen waren wie Türen, durch die man hindurchfallen konnte, wenn man sich zu lange in ihnen verlor. Nein, Kirchenbesuche passten ganz und gar nicht zur Lemberg, fand Trost. »Warst du zum Beten drinnen oder wegen eines neuen Falls?«

Sie verdrehte die Augen, antwortete nicht.

Gemeinsam gingen sie um die Kirche herum auf die Treppe zu, die zur Zinzendorfsgasse führte. Jene Gasse, die wie das Tor zum Universitätsviertel wirkte. Zu einer anderen Welt. Junge Menschen, Kaffeehäuser: Dort herrschte Leben.

Trost mochte diesen Ort mehr als die meisten anderen der Stadt, aber in der Leechkirche war er noch nie gewesen. Natürlich nicht. Keine zehn, ach was, hundert Pferde würden es schaffen, ihn in eine Kirche zu bewegen.

Allein die Vorstellung, durch ein Kirchenschiff zu gehen, jeden der eigenen Schritte von den Wänden widerhallen zu hören, beobachtet von Hunderten Fratzen und Gestalten, die allesamt Allegorien und mystische Darstellungen irgendwelcher wunderlichen Dinge waren, löste bei ihm leichte Schwindelgefühle aus.

Dann auch noch Jesus, der einen anstarrte. Blutüberströmt. Anklagend. Und wo man hinsah, überall dieses Kreuz.

»Hast du gewusst, dass die Kirche auf einem fast dreitausend Jahre alten Gräberfeld steht?«

»Ja, so wie die meisten Kirchen«, entgegnete Lemberg. »Und?«

»Ich sag ja nur.« Nicht dass er etwas gegen Friedhöfe hatte. Die machten ihm weniger aus als Kirchen. Der Tod war schließlich sein Geschäft. Dennoch tat er sich mit der Kombination aus Leichen, Gott und gewaltiger Säulenhalle schwer. Mehr noch: Sie war ihm nicht geheuer. Sie löste dieses seltsame Befremden in ihm umso stärker aus, als sie sich mitten in einer Stadt befand. Zwischen Häusern und Innenhöfen. Plötzlich ein Gräberfeld. Plötzlich Stille.

Horrorfilme. Zu viele Horrorfilme. Trost schüttelte unmerklich den Kopf, um den Gedanken an sie loszuwerden, und schmunzelte unsicher. Nein, er würde niemals eine Kirche betreten. Nicht allein und auch nicht in Begleitung. Niemals.

Kirchen waren zu viel Jenseits im Diesseits. Zu viel Nachdenken über Dinge, die man sich nicht erklären konnte. In Kirchen konnte man leicht schwach werden. Ja, Kirchen waren gewissermaßen Machtinstrumente, denn die Besucher sollten sich in ihnen unbedeutend fühlen. So eingeschüchtert, glaubte es sich leichter.

Als sie vor dem Wagen standen, blickte Lemberg plötzlich entgeistert in Richtung der Kinder an Trosts Seite, so als hätte sie sie erst jetzt bemerkt. »Kommen die etwa mit?«

Trost schnalzte mit der Zunge. »Natürlich nicht. Aber ich habe eine Bitte. Könntest du ...?«

»Was kann ich?«

»Nur kurz. Ich fahr schon mal los. Nach Stübing, hast du gesagt? Bis ganz nach oben?«

»Ja, kannst du nicht verfehlen. Aber das geht doch –«

»Charlotte müsste bald wieder da sein.«

»Aber was soll ich –«

»Hier, mein Handy, falls sie anruft.« Er machte eine Pause. »Wahrscheinlich wird sie es nicht verstehen. Wird sauer sein. Auch wegen des Handys. Weil du es jetzt hast und nicht ich. Und wegen der Kinder und weil immer etwas passiert. Es passiert halt wirklich immer was. Aber ...«, er wechselte einen Blick mit Elsa, die ihn schmollend ansah, »aber sag ihr trotzdem –«

»Ich sag ihr die Wahrheit. Eine Leiche. Ein Mord. Ein Einsatz«, unterbrach ihn Annette Lemberg.

»Ja, so was in der Art. Du machst das schon.« Er wandte sich wieder seiner Tochter zu. »Elsa, meine Süße ...« Er gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Nicht böse sein. Bitte, nicht böse sein. Aber ich muss jetzt ganz schnell los, das verstehst du doch, oder?«

Sie nickte zögernd. »Bringst du mir was mit, Papa?«

»Von wo?«

»Von dort, wo du jetzt hinfährst.«

Ja sicher. Was darf's denn sein? Eine Leiche, ein Sackerl voll Blut, eine Waffe oder gleich den ganzen Mörder?

Er lächelte seine Tochter an. »Ein andermal, okay? Da, wo ich jetzt hinfahre, gibt's nichts zu kaufen. Da liegen nur Sachen herum, die keiner mehr haben will. Jedenfalls nicht so, wie sie jetzt aussehen.«